

# Bella Basso

## ALEX LOFOCO

Als Alex Lofoco vor ein paar Jahren vom Tiber an die Themse zog, hatte er außer einem Rucksack voller Hoffnungen, mittelmäßigen Englischkenntnissen, ein paar Klamotten und einem Bass nichts im Gepäck. Heute lebt der Römer in Süd-Wimbledon und wirkt wie ein Bilderbuchzögling des modernen England, geschäftig und distinguert zugleich. Dass er aus dem Pizza- und Pasta-Land stammt, schimmert in seiner Diktion nicht mehr durch. Aus gutem Grund, wie er erklärt. Italienische Instrumentalisten kenne man außerhalb Italiens kaum, weil sich seine ehemaligen Landsleute keine Mühe geben, eine andere Sprache akzentfrei zu sprechen.

Von Michel Loesl

Eigentlich sollte man annehmen, dass akzentuiertes Bassspielen und unbedingter Erfolgswille als Entrée in die Liga der Wahrnehmbaren ausreiche, um für Studio-Sessions in der Hauptstadt der Popmusik engagiert zu werden. Alex Lofoco, dessen Äußeres ein bisschen an Jaco Pastorius erinnert, hält eine gesunde psychische Konstitution jedoch für das wesentliche Hilfsmittel zum Überleben als Solist und somit letztlich auch für seine Entwicklung als Bassist. Als Tutor an der Londoner „Tech Music School“ lehrt er seine Schüler selbstverständlich nicht nur Persönlichkeits- und Charakterentwicklung, sondern ebenso seinen Double-Thumbing-Style, Lofocos Bassisten-Markenzeichen. Wenn er das vorführt, wie beim Treffen in einer Hotel-Lobby im Londoner Stadtteil Kensington, lässt der Italiener wieder grüßen, der zweifellos immer noch in Lofoco steckt – in seiner vollendeten Grandezza.

Großgewachsen, gertenschlank, mit entsprechendem Dynamikumfang – Alex Lofoco sprintet zum Interview. Natürlich mit Sonnenbrille. Und mit dem Handy am Ohr. Über England ziehen zwar noch eisige Winde, doch die zwei obligatorischen Accessoires, ohne die in Italien keiner vor die Türe geht, trägt der 31-Jährige selbstverständlich auch in London in der Hand. Als ob es darum ginge, das längst nicht spürbare Frühjahr zu beschwören. Ein bisschen dem freundlichen, aber unverbindlichen Gesichtsausdruck entsprechend, das der Turbokapitalismus mit seiner hinterhältigen Kehrseite in ganz London trägt, zählt Lofoco unmittelbar und ungefragt seine Endorsment-Partner auf. Hartke-Amps nutzt er, mit Group Gear kollaboriert er in Zubehörfragen und für den italienischen Bass-Bauer Laurus rührt er wie ein Vertreter die Werbetrommel. Allerdings so sympathisch und enthusiastisch, dass es unmöglich erscheint, Lofoco mit einem anderen Bass anzutreffen. „Ich spiele Laurus-Bässe seit zwei Jahren und bin komplett begeistert von diesen Handarbeiten. Ihre Korpusse lassen die Bässe ein wenig aggressiv wirken, aber es sind sehr differenziert klingende Instrumente. Ich spiele einen Quasar T900-XR 5-String, der einen außergewöhnlich großen Dynamikumfang besitzt. Der Bass hat ein Eschenholz-Top mit Mahagoni-Body und eine durchgehende Neck-Konstruktion. Die Saiten sind auf dem Headstock verankert und werden an der Bridge gestimmt, was den Bass etwas kleiner macht. Der charakteristische Headstock ermöglicht eine gleichmäßige, einheitliche Saitenlage, die das tiefe B so gut klingen lassen wie A und E. Das Griffbrett ist mit Phenolharz statt mit Holz belegt, was Deadspots vorbeugt. Der Neck hat eine interessante asymmetrische Form. Egal, in welcher Position sich deine Hand befindet, egal, welche Saite du greifst, das Holz des Neck ist gleichmäßig verteilt, was den Bass sehr bequem bespielbar macht. Vor meinem Laurus war ich ein Viersaiter-P-Bass-Typ. Ich spielte einfach und straight. Ich hatte interessanterweise sofort das Gefühl, dass der Laurus mein ideales Instrument ist, als ich den Prototypen meines Quasar erstmalig in der Hand hielt. Bei Yamaha und MusicMan 5-Strings hat-

te ich wegen der fünften Saite Orientierungsschwierigkeiten. Beim Laurus fühlte ich mich gleich daheim. Die Bässe kosten ungefähr 4.500 Euro als 5-Saiter, was nicht günstig, allerdings absolut gerechtfertigt ist. Laurus ist eine Ein-Mann-Firma und entsprechend sorgfältig sind die Bässe verarbeitet.“

### I Just Called To Say I Love You

Lofocos Laurus-Schwärmerei lässt sich nicht leicht unterbrechen. Auf sein akzentfreies Englisch angesprochen, hält er dann noch für einen Moment inne und bedankt sich. Als hätte man ihm just ein großes Kompliment gemacht, beeilt er sich umgehend mit einer Erklärung. Er will in England nicht als Italiener erkannt werden, weil er davon überzeugt ist, dass man der Denk- und Lebensweise von Muttersprachlern schneller auf die Schliche kommt, wenn man ihre Akzente verstehen und sprechen kann. Er führt aus, dass er als schlechter Englischschüler in Italien wisse, wovon er redet. „Wenn du etwas lernen willst, mach's einfach da, wo du gar keine andere Wahl hast, als zu lernen“, sagt er und erklärt damit gleich mal seine musikalische Früherziehung, die eigentlich keine war. Mit sechs Jahren begann er mit Piano-Unterricht, Musik war ihm eher suspekt. „Als ich drei Jahre alt war, dudelte in unserer Küche immer eine John-Lennon-Platte, die ich vollkommen uninteressant fand. Als ich sieben oder acht Jahre alt war, verliebte ich mich in das Stevie-Wonder-Album ‚The Woman In Red‘. Ich weiß, jeder Stevie-Wonder-Kenner hasst die Platte wegen des Kitsch-Hits ‚I Just Called‘, aber ich liebte die Platte. Immerhin lernte ich wegen des Albums endlich ernsthafter Piano, was dann schnell wieder vorbei war, weil ich ausgerechnet mit dem Lesen von Bass-Zeichen auf Piano-Notenblättern Schwierigkeiten hatte. Mit 17 wurde ich von ein paar Mitschülern, die eine Band gründen wollten, gefragt, ob ich bei ihnen Keyboards spielen wollte. Zur ersten Bandprobe erschien der Bassist als Keyboarder und mir blieb nichts anderes übrig, als den Bass umzuhängen, obwohl ich nicht mal wusste, welche Funktion der Bass in einer Band hat. Schlagzeug wäre für mich kein Problem gewesen, dachte ich. Aber Bass? Ich kannte nicht mal einen Bassisten oder zumindest dachte ich das in dem Moment.“

### The Number Of The Beast

Lofocos Bass-Sozialisation fand schließlich mit der englischen Metal-Institution Iron Maiden statt. „Besonders der Song ‚Childhood's End‘ hatte es mir angetan, bei dem der Drummer Sechstel-Noten spielt. In meinen Ohren klang das melodisch, weil ich glaubte, der Drummer würde ständig andere Noten spielen, bis ich herausfand, dass es der Bass war, der diesen unwiderstehlichen Groove spielte. Steve Harris, der Iron-Maiden-Bassist, slappt das Stück nicht, sondern schlägt sehr perkussive Sounds mit zwei Fingern an. Er lässt die Saiten auf das Fretboard schlagen und holt dabei noch sattes Bottom End aus dem Bass raus, mit Rotosound-Saiten, die normalerweise warm und rund klingen. Aber von seinen Händen gespielt, klin-

”

Ich spreche mit dem Bass eine Sprache, die über technisches Verständnis weit hinausgeht.

“





www.alexlofoco.com

gen sie messerscharf, hell und groß. Unnötig zu erwähnen, dass ich längst Rotosound-Saiten spiele. Inzwischen höre ich eher Jaco Pastorius als Iron Maiden, eigentlich kenne ich keine musikalischen Vorurteile. Schließlich habe ich meine Double-Thumbing-Technik meiner Begeisterung für Iron Maiden zu verdanken“, grinst Lofoco. Beeindruckend ist die Schnelligkeit und Präzision, mit der er seinen Daumen als Pick Skalen spielen lässt. „Mich haben Spieltechniken gleich zu Beginn meiner Bass-Faszination gereizt. Ich wollte direkt nach meiner Iron-Mai-

den-Bass-Erleuchtung sämtliche Techniken lernen, kaufte die Lehrvideos großer Bassisten wie Victor Wooten und Marcus Miller. Im Nachhinein hat sich mein Spieltechnik-Interesse bezahlt gemacht, weil ich jetzt weit über die Konzentration auf die Technik hinausgehen kann, wenn ich auftrete oder Studio-Jobs spiele. Das spieltechnische Verständnis lässt mich präzise spielen. Ich spiele im richtigen Timing, ich treffe die richtigen Töne, ich spreche darüber hinaus mit dem Bass auch eine Sprache, die über technisches Verständnis weit hinaus geht. Als Tutor an der ‚Tech Music School‘ versuche ich, bei meinen Schülern immer zuallererst das Interesse für möglichst viele Spieltechniken zu wecken. Ich glaube, dass du dich nur dann wirklich der Musiksprache bedienen kannst, wenn du genau weißt, wie deine Finger und dein Bass in einen Dialog treten können, um Musik wirklich klingen zu lassen. Dazu muss man möglichst viele Spieltechniken quasi aus dem Stand heraus abrufen können.“

**Mamma Mia!**

Wir reden über die wenigen international aktiven italienischen Solisten, die man an einer Hand abzählen kann, und Lofoco hat dafür eine einfache Erklärung. Italiener seien zu wenig neugierig auf andere Sprachen, findet er und zählt mit Joe Zawinul, Eberhard Weber, Toots Thielemans ein paar Solisten auf, die keine Englisch-Muttersprachler sind, trotzdem hohes Ansehen in Amerika genießen respektive genossen. „Italiener sind Weltmeister in der Inszenierung, die brilliantesten Unterhalter. Doch es reicht eben nicht aus, bloß ein begnadeter Instrumentalist zu sein. Du musst die Sprache derjenigen sprechen können, die deinen Bekanntheitsgrad erweitern können. Um es in Amerika oder hier in England irgendwie schaffen zu können, musst du einfach gutes Englisch draufhaben. So geschwätzig Italiener auch sind, so wenig sind sie an Fremdsprachen interessiert. Europäischer Jazz

hatte seinen Ursprung in Italien, aber hat irgendein Italiener Einfluss auf den amerikanischen Jazz genommen? Das ist ein Jammer, weil es in Italien große Musikbegeisterung und entsprechend unglaublich viele, sehr, sehr talentierte Instrumentalisten gibt. Wegen der Sprachbarriere kommen sie kaum aus Italien raus. Das bringt uns wieder zum Klischeedenken, dass Musik Grenzen überwinden kann. An dem Klischee ist zwar etwas Wahres dran, in der modernen Welt allerdings, in der ganz viel Kommunikation direkt und ohne Dolmetscher übers Internet läuft, sollte sich meine Generation zumindest nicht mehr hinter der Sprachbarriere verstecken müssen. Die lateinische Sprache ist zwar verhältnismäßig perkussiv, ich finde jedoch, dass meine Basssprache viel mehr von der Klarheit der englischen Sprache geprägt ist, als dass mich die ganzen italienischen Redensarten zu einem besseren Groover gemacht hätten.“

**I Should Be So Lucky**

So sehr sich Lofoco der englischen Redens- und Lebensarten zugehörig fühlt, bleibt er im Gespräch einer italienischen Besonderheit treu. Er beißt sich kurz auf ein Thema fest, schwadroniert minutenlang und kommt schließlich im gleichen Eifer vom Hölzchen aufs Stöckchen. Dan Gilbert, der amerikanische Psychologie-Professor habe großen Einfluss auf sein persönliches wie sein Musikerselbstverständnis gehabt, sagt er. „Gilbert hat mich in persönlicher Hinsicht ein gutes Stück weitergebracht, was sich in meiner Musik widerspiegelt. Um ein guter Musiker sein zu können, musst du ein guter Typ sein. Wenn du dich ständig hängen lässt, werden dich Leute nicht mehr häufig für Jobs engagieren.“ Natürlich muss Jaco Pastorius an dieser Stelle als Zerrbild herhalten. Genie und Visionär auf der einen Seite, manisch Depressiver mit ausgeprägt destruktiven Charakterzügen auf der anderen Seite. Das alte Lied. Lofoco philosophiert im Duktus eines Seminarleiters über „wirkliches Glücksgefühl“ und „aufbauendes Glücksgefühl“ und man fragt sich, was das alles noch mit Bassspielen, geschweige denn mit künstlerischem Ausdruck zu tun hat. Deshalb lassen wir ihn einfach mal unkommentiert und unredigiert das Crescendo des Treffens einläuten. „Ich glaube, ich bin ein guter Typ. Natürlich möchte ich mich nicht selbst loben, aber, wenn ich nicht aufgeräumt, selbstbewusst und freundlich wäre, könnte ich keine Masterclasses geben. Der psychologische Aspekt deines Lebens sollte positiv, von Kommunikationsstärke, nicht von Aggressivität oder Neid geprägt sein.“ Und wie wertet er die Psychologie im Vergleich zum handwerklichen Musikerkönnen? „Du hast recht, als tollpatschiger Musiker nutzt es dir nicht viel, positiv und freundlich zu sein. Als trauriger Tropf wirst du vermutlich trotzdem weniger häufig gebucht als derjenige, der vielleicht als Musiker gar nicht so gut ist wie du, was nur daran liegt, dass er spaßiger ist als du. Die Balance muss stimmen.“ Ob Roger Waters das auch so sah, als er angstbesetzt „The Wall“ schrieb? Ob aus Schmerz nicht Kraft entstehen kann? Wo sind nur all die Endorphine hin? Ach ja, stimmt, die Wolken hingen an diesem Tag tief über London. ■



featured artists

